

Rezension und Kritik der Dissertation von Manuela Isabella Torelli: Zur Psychodynamik lesbischer Sexualität (München 2006).

Manuella Torelli, lesbische Psychoanalytikerin aus München und engagiert in zahlreichen Projekten, hat ihre psychologische Dissertation „*Zur Psychodynamik lesbischer Sexualität*“ (Torelli 2006) vorgelegt. Explizites Ziel der Dissertation ist „*lesbischen Frauen, die ihr eigenes Sexualleben jedweder Art problematisch finden, (...) einen Rahmen zu bieten, eine sexuelle Schwierigkeit als solche zu erkennen und verändern zu wollen*“ (S.226). Gut, dachte ich zunächst, dass sich eine (nach der bahnbrechenden quantitativen Untersuchung von JoAnn Loulan (1984 und 1987)) nun auch mittels eines qualitativen Forschungsansatzes auch den Schwierigkeiten lesbischer Sexualitäten zu widmen traut. Ich erwarte also eine Arbeit, die lesbischen Frauen, lesbischen Lebensentwürfen und lesbischer Sexualität mit ihren Stärken und Verletzungen mit Respekt begegnet.

Stattdessen treffe ich zunächst auf einen Literaturteil, der sich dem theoretischen Hintergrund von Torelli entsprechend ausführlich mit ausgewählten psychoanalytischen Theorien zur Entwicklung von Sexualität widmet. Die mangelhafte empirische Fundierung dieser Theorien wird dabei billigend in Kauf genommen. Es begegnet mir dabei tatsächlich wieder der „*Penisneid*“, der mich als Lesbe seit Entwicklung der Psychoanalyse angeblich dazu bringt, mit Ingrim auf die sexuellen Möglichkeiten von Heterosexuellen zu starren. Mit dem „*Penisneid*“ wird Heterosexualität als Norm konstruiert, an der dann Lesben gemessen werden und dabei schlecht abschneiden. Ein leider relativ häufiger psychologischer Konstruktionsfehler (vergl. Kitzinger & Coyle 2002).

Auf Seite 111 werde ich dann mit der „*Tatsache*“ konfrontiert, „*dass Homosexuelle einer Minderheit angehören, die dem unverrückbaren Umstand ins Auge schauen muss, dass nicht die gleichgeschlechtlichen, sondern die gegengeschlechtlichen Genitalien aus biologisch-anatomischer Sicht aufeinander abgestimmt sind und damit Generativität bei Homosexuellen nicht gegeben ist.*“ Zum Glück wartet auf S. 113 wenigstens an der Seite schwuler Männer eine solidarische Stärkung der durch die mangelnde Passung ihrer Genitalien mit denen ihrer Partnerin verunsicherten Lesbe: „*Lesbische Frauen sind eine Minderheit in der Minderheit und auf die Solidarität der homosexuellen Männer angewiesen. Das Misstrauen lesbischer Frauen schwulen Männern gegenüber und die Abwertung von Lesben durch schwule Männer gehören heute der Vergangenheit an, so dass viele gemeinsame Projekte entstehen.*“

Unkritisch und kommentarfrei zitiert Torelli analytische Kollegen wie z.B. Bergmann auf S. 120 mit den Worten „*Homosexuelle, die sich einer Analyse unterziehen und dabei nicht heterosexuell werden, müssen eine Phase der Trauer durchmachen angesichts der Tatsache, dass ihre Homosexualität die Elternschaft ausschließt.*“ Oder Stoller, der davon ausgeht, dass die Ursache von Diskriminierungen und Gewalt gegen Homosexuelle darin läge, dass Lesben und Schwule aus unbewusstem Selbsthass heraus ihre Umwelt provozierten (S.129).

Spannend ist auch die Deutung der Befunde aus Untersuchungen zur Einstellung der Allgemeinbevölkerung gegenüber Lesben und Schwulen: Um zu erklären, warum Frauen sich in Forschungsprojekten in der Regel weniger homophob äußern als Männer, übernimmt Torelli die These von Rohde-Dachser, nach der Frauen weniger Angst vor Gruppensex haben, „*wo es zu gleichgeschlechtlichen sexuellen Kontakten kommen kann, so dass Frauen auch weniger aggressive Entwertungsimpulse Homosexuellen gegenüber ausbilden*“ (S. 19).

Einer feministischen Gesellschaftsanalyse bedarf es nach diesen Behauptungen natürlich nicht mehr. Lesbisch-feministische Deutungsansätze werden dementsprechend von Torelli kaum rezipiert. Weder werden Modelle aus der feministischen Psychologie aufgegriffen, um Diskriminierungen und Gewalt gegen Frauen und Lesben innerhalb eines heterosexistischen

Machtgefüges zu verorten, noch, um die Diskurse um lesbische Sexualität umfassend nachzuzeichnen. Die Lesbengeschichte, die doch einen wesentlichen Anteil daran hat, wie Lesben ihre Sexualität betrachten und leben, wird von Torelli (2006) nur cursorisch und mit einigen Schnitzern gestreift. So wird aus dem bezahlten Mörder im Itzehoe-Prozess eine „Killerin“ (S.42). Aber all dies erscheint vernachlässigbar, denn die Dissertation soll ja auch durch „(d)ie Einschränkung der Fragestellung auf den Bereich des sexuellen Lebens und der darin existierenden Schwierigkeiten zwischen zwei homosexuellen Frauen (...) eine Reduzierung der Komplexität des gesamten lesbischen Lebenszusammenhangs ermöglichen.“ (S. 140)

Sehr kritisch sind die psychoanalytisch geprägten Deutungen von Torelli zum Thema sexualisierte Gewalt. Werden Mädchen von ihrem Vater sexuell missbraucht, so führt Torelli dies z.B. darauf zurück, dass sich ein Mädchen auf der Suche nach seinem Vater bzw. auf der „Flucht vor einer überprotektiven oder parentifizierenden Mutter (...) hin zum Vater“ bewegt. Der Vater „beantwortet“ dies dann „durch Überschreitungen der Inzest- wie Generationengrenze“ (S. 132). Initiatorin des sexuellen Übergriffs wird damit das Mädchen. Torelli zeigt sich mit dieser Haltung konform mit psychoanalytischen Theorien, die sich durch die Umdeutung von sexualisierten Gewalterfahrungen von Kindern als fatal erwiesen haben. So wird in vielen psychoanalytischen Ansätzen durch die Fixierung auf die Triebtheorie sexualisierte Gewalt gegen Kinder geleugnet oder bagatellisiert und der sexuelle Übergriff als Wunschphantasie des Kindes konstruiert. Die Mutter wird in diesen Ansätzen als haupt- oder mitschuldig dargestellt. Von der Verantwortung des Täters wird abgelenkt (vergl. Birck 2001, S. 63). Selbst unter einzelnen PsychoanalytikerInnen hat dieser Deutungsansatz unterdessen scharfe und fundierte Kritik erfahren (vergl. z.B. Fischer 2007), die Torelli allerdings nicht aufgreift. Stattdessen führt sie ihre Überlegungen auf S. 135 ff. weiter zum Konzept des „gewählten Traumas“ (nach Volkan). Demnach „wählen“ sich Menschen nach einer Verletzungserfahrung ein Trauma aus, das von anderen erlebt worden ist, um sich damit eine Identität zu schaffen. Nach diesem Konstrukt deutet Torelli auch später die Erfahrungen ihrer Probandinnen mit sexualisierter Gewalt im Mädchenalter.

Für ihre Arbeit hat Torelli insgesamt 24 lesbische Frauen befragt (sechs davon im direkten Kontakt, 18 in einem Telefoninterview). In ihrer Dissertation stellt sie die tiefenhermeneutisch ausgewerteten Telefoninterviews mit vier Frauen vor, die sie nach folgenden Kriterien ausgewählt hat: es handelt sich um „(n)eurotische Persönlichkeiten und Lesben mit Persönlichkeitsstörungen auf höherem und mittlerem Strukturniveau“ in deren Interviews „(b)estimmte Themenbereiche, die in mehreren Gesprächen ebenfalls angesprochen wurden, (...) am deutlichsten hervor (traten)“ (Torelli 2006, S. 147). Jede der vier Frauen hat Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt in der Kindheit. Die Erfahrungen der anderen 20 Probandinnen greift Torelli in ihrer Arbeit nicht weiter auf. Sie verzichtet auch gänzlich auf ethische Überlegungen dazu, wie den Probandinnen eine Verarbeitung des Berichteten erleichtert und wie Sicherheit und Wohlbefinden für sie hergestellt werden kann. Solche Überlegungen sind jedoch besonders dann wichtig anzustellen, wenn in Interviews Gewalterfahrungen thematisiert werden (vergl. hierzu Birck 2001).

Es ist davon auszugehen, dass Torelli mit den „bestimmten Themenbereichen“ die von ihr entwickelten Auswertungskategorien meint, unter denen sie die Aussagen ihrer Probandinnen zusammenfasst und interpretiert. So analysiert sie „Trauer und Penisneid“, die „Mutter-Kind-Dyade“, „Differenzierung und Aggression“, das „homosexuelle Tabu“, die „Einfühlung in das Gegengeschlecht“, den „Umgang mit Aggression“, „sexuelle(n) Missbrauch als ‚gewähltes Trauma‘“, „Coming-out“, „Kinderwunsch und Urszene“, „Masturbation“, „Somasochistische Abwehr“, den „Ödipuskomplex“, die „Rolle des

Vaters“ und „Homophobie, Sprachlosigkeit und Überich“. Einige dieser Kategorien sind kritisch zu betrachten, da unter den genannten Überschriften die von den Probandinnen selbst angesprochenen Bedeutungshorizonte kaum mehr sichtbar werden. Gerade das Herausarbeiten der Bedeutungshorizonte der befragten Personen stellt jedoch eines der wichtigsten Forschungsprinzipien qualitativer Forschung dar (vergl. Hintermeier 1994). Ich möchte mich im Folgenden inhaltlich auf die von Torelli vertretende Deutung der Erfahrungen der Probandinnen mit sexualisierter Gewalt konzentrieren, da hier besonders im Konstrukt des „*gewählten Traumas*“ meines Erachtens der problematischste Teil der Dissertation liegt.

Die Gewalterfahrungen ihrer Probandinnen konstruiert Torelli wie folgt: Die befragten Frauen hätten sich die sexualisierte Gewalt, von der sie berichtet haben, als Thema „gewählt“, um sich damit eine Identität zu schaffen und um für ihre Probleme mit Sexualität eine Erklärung zu haben. Auf S.133 schreibt Torelli *„manche Frauen (versuchen) (...) sich ihre Probleme ausschließlich mit Inzesterfahrungen zu erklären. Sie projizieren die Ursache ihrer Leiden und ihrer Aggression nach außen, auf die Männer und Väter, um keine Verantwortung für die eigene Sexualität in ihrer ganzen Konflikthaftigkeit übernehmen zu müssen.“* Berichtet eine Probandin von der Gewalt durch ihren Vater, so deutet Torelli dies als Phantasieprodukt (S. 231/232). Die Erfahrung einer ihrer Interviewpartnerinnen, die im Alter von vier oder fünf Jahren erleben musste, dass ihr Vater auf ihr ejakulierte und dabei im Orgasmus lachte, interpretiert Torelli folgendermaßen:

„Petra könnte dabei einen ödipalen Triumph erlebt haben. Den Vater zur Ejakulation gebracht zu haben und dies stolz ihrer Mutter verbal zu präsentieren, könnte der Probandin erlaubt haben, sich mit der Mutter gleichzusetzen – was dem Ausagieren des positiven Ödipuskomplexes gleichkommt“ (S. 193). *„Das Lachen des Vaters im Orgasmus, dass Petra im Ohr habe, könnte die unbewusste Phantasie dokumentieren, das Ejakulat beim Orgasmus des Vaters über das Ohr empfangen zu haben, was eine fantasierte inzestuöse Befruchtungsszene darstellt und den Wunsch Petras ausdrücken könnte, vom Vater ein Kind zu bekommen. Die ganze Szene mutet (polymorph-)pervers an“* (194/ 195). Nach Torelli *„verführt“* diese Interviewpartnerin dann im Alter von 12 Jahren ihren Vater (S. 241). Eine weitere Interviewpartnerin, die als Kind keinen Kontakt zu ihrem Vater hatte, lernt den Vater in der Pubertät kennen, *„um in der Adoleszenz mit ihm den Inzest zu vollziehen“* (S. 241). Für diese Probandin ist *„der Inzest mit dem Vater die verdichtete Erfüllung all ihrer ödipalen Sehnsüchte. Sie musste auf ihren Vater bis zur Pubertät verzichten, so dass die sexuelle Verbindung als Entschädigung und nicht als Trauma wirkt.“* (S. 252).

Torelli erwägt nicht, ob ihre Forschung irgendwelche Auswirkungen auf die von ihr befragten lesbischen Frauen hat. Ich frage mich, wie ergeht es einer Probandin, die einer Forscherin Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt berichtet und dann hinterher, wenn sie die fertige Arbeit liest, damit konfrontiert wird, dass die Forscherin diese Erfahrungen als Wunschphantasien abtut oder die Gewalt als Resultat der „Verführung“ des Vaters durch die Tochter darstellt.

Offensichtlich gelingt es Torelli nicht, sexuellen Missbrauch als solchen zu erkennen und die Machtverhältnisse, in denen die sexualisierte Gewalt stattgefunden hat, zu sehen. Die Interpretationslinie von Torelli ist deswegen ethisch ausgesprochen problematisch, und dies ist sicherlich der entscheidende Kritikpunkt an der Arbeit. Betrachtet man die Durchführung der Studie unter den Kriterien der Wissenschaftlichkeit, lässt sich darüber hinaus ein zentraler Forschungsfehler konstatieren: Durch die Systemverhaftetheit im psychoanalytischen Triebmodell werden gezielt alle diejenigen Forschungsbefunde (z.B. von Birck 2001 und vielen anderen) ausgeblendet, die darauf hinweisen, dass Erinnerungen an sexuelle Gewalt

nicht etwa das Resultat von Wunschphantasien eines Kindes darstellen, sondern ein Abbild erfahrener Gewalt und Verletzung sind.

Warum entscheidet sich Torelli dafür, die Aussagen ihrer Probandinnen zum Thema Gewalt umzukonstruieren und sie in Modelle einzuzwängen, die die Erfahrungen der Interviewpartnerinnen schließlich als „*gewähltes Trauma*“ dastehen lassen?

Natürlich weiss ich, welche Gründe AnalytikerInnen haben, um der Erkenntnis von Gewaltstrukturen die Illusion, die Psychoanalyse sei ein Modell, welches die Realität widerspiegele, vorzuziehen: Eine jahrelange psychoanalytische Ausbildung kostet viel Geld, der Versuch, psychoanalytische Denkmodelle um feministische Perspektiven zu bereichern, aktiviert heftige Widerstände bei AnalytikerInnen (Milton, Coyle & Legg 2002), als Analytikerin die Triebtheorie der Psychoanalyse zu entlarven, brächte starke Identitätskonflikte mit sich, eine psychoanalytisch geprägte Deutungsmacht verschafft der Analytikerin das Gefühl, es besser zu wissen als die Probandinnen selbst, Gewalt als solche wahrzunehmen kostet Überwindung, weil damit deutlich wird, dass auch die eigene Unverletzlichkeit in Frage gestellt werden kann ...

Offensichtlich haben solche Motivkonstellationen gereicht, dass Torelli ethische und wissenschaftliche Grundlagen über Bord geworfen hat. Warum ist dies weder ihr noch ihren BetreuerInnen (die ProfessorInnen Mertens und Bilden) aufgefallen?

Wie lesbische Frauen auch nach einer Gewalterfahrung ihre Sexualität jenseits von analytischen Konstrukten definieren und leben, hat Torelli in ihrer Arbeit nicht interessiert. Der Schaden, der durch die Verhaftetheit im Modell des „*gewählten Traumas*“ entsteht, wiegt schwer. Der Rekurs auf dieses Modell führt Torelli zu einer Abwertung der Probandinnen, zur Verzerrung von Gewalterfahrungen als gewünschte und gewählte Konstruktionen, und zur Aufgabe des Anspruchs, herauszufinden, was geschehen ist und welche Bedeutungen die biografischen Erfahrungen der Probandinnen für ihr Leben und ihre Sexualität haben.

Gisela Wolf/ Freiburg

Verwendete Literatur:

- Birck, Angelika (2001): Die Verarbeitung einer sexuellen Missbrauchserfahrung in der Kindheit bei Frauen in der Psychotherapie. Berlin: Behandlungszentrum für Folteropfer.
- Fischer, Gottfried (2007): Kausale Psychotherapie. Kröning: Asanger Verlag.
- Hintermeier, Sonja (1994): Qualitative und Quantitative Sozialforschung. In: Arbeitskreis Qualitative Sozialforschung. (Hg.). Verführung zum Qualitativen Forschen. Eine Methodenauswahl. Wien: WUV-Universitäts-Verlag. S. 13-23.
- Kitzinger, Celia & Coyle, Adrian (2002): Introducing Lesbian and Gay Psychology. In: Coyle, Adrian & Kitzinger, Celia (Ed.s): Lesbian & Gay Psychology. Oxford: Blackwell Publishers Ltd. S. 1-29.
- Loulan, JoAnn (1984): Lesbian Sex. Minneapolis: Spinsters Ink.
- Loulan, JoAnn (1987): Lesbian passion: loving ourselves and each other. San Francisco: Spinsters/Aunt Lute.
- Milton, Martin, Coyle, Adrian & Legg, Charles (2002): Lesbian and Gay Affirmative Psychotherapy: defining the Domain. In: Coyle, Adrian & Kitzinger, Celia (Ed.s): Lesbian & Gay Psychology. Oxford: Blackwell Publishers Ltd. S. 175-197.

Torelli, Isabella Manuela (2006): Zur Psychodynamik lesbischer Sexualität. Dissertation an der Fakultät 11 für Psychologie und Pädagogik der Ludwig-Maximilians-Universität München. (<http://deposit.ddb.de/cgi-bin/dokserv?idn=983684804>, Meldung vom 13. 9. 2007).

Wörtliche Zitate aus der Dissertation von Manuela Torelli sind in dieser Rezension *kursiv* gesetzt.